

Gottfried Keller.

Die erneute und ergänzte Darstellung seines Lebens.

Schon zu seinen Lebzeiten war es kein bequemes Ding, der Biograph Gottfried Kellers zu sein. Jakob Bächtold hatte längst im Stillen den Plan gehegt, dereinst dokumentarisch den Lebenslauf seines großen Landmannes darzustellen und Gottfried Keller, als ihm Bächtold schüchternen Herzens seine Absicht kundgab, zeigte sich nicht widerhaarig und setzte ihn feierlich zum Verwalter seiner Lebensgeschichte ein. Eine Zeitlang lebten sie friedlich in Zürich nebeneinander, aber auf die Dauer war der brummige, launische und nicht wenig mißtrauische Keller doch nicht geneigt, einen Eßer-
mann neben sich zu dulden. Daß einer, mit allem philologischen Handwerkzeug ausgerüstet, der lebendigen Blüte seiner Werke bis ins Dunkel ihrer Entstehung in allen verschlungenen Wurzeln ihres Ursprungs nachgrub, möchte er noch, trotz seiner Abneigung gegen Wehrauch, gelten lassen, aber daß eben derselbe allzu oft in der „Meise“ und den anderen Wirtshäusern mit spitzen Ohren saß, neugierig zu erlauschen, was der goldene Wein ihm entschmeichelte oder plötzliches Ärgernis über irgendeinen störenden Gefellen zornig aus ihm riß, das mochte Meister Gottfried schließlich nicht behagen. Zum Olympier fühlte er wenig Neigung, außer daß er ab und zu tüchtig blitzte und donnerte und in einem reinigenden Gewitter von Schmähworten seinem ganzen Ingrimmm freien Lauf ließ. Segen Bächtold hatte das Gewitter sich schon lange zusammengezogen. „Sie zählen alle meine Räusche,“ warf der Mißmutige insgeheim dem ahnungslosen Biographen und seiner Schwester vor, mit der sich Bächtold zum literarischen Bund zusammengetau. Seine Gemütlichkeit am verqualmten, niedern Wirtshaustische war dahin, seit er wußte, daß jedes Wort belauscht und bekrittelt war; auch sonst hatte Bächtold seiner Meinung nach einige Indiskretionen am Gewissen, und so geschah das Unvermeidliche. Eines Abends im Café Orsini brach der Sturm los. Und diese Stürme Gottfried Kellers waren wohl geeignet, auch den Aufrechtsten zu entwurzeln, denn, wenn er einmal losfuhr, dann klirrten die Tische von seiner Faust, die Wände dröhnten von seiner Stimme und die Freunde kamen fast immer zu spät, um das oft schuldige, oft unschuldige Opfer seines Unmuts

vor Tätlichkeiten zu bewahren. Als die Wolke sich verzog, war Bächtold verschwunden, Eckermann war verbannt, und in heiliger Ruhe trank Meister Gottfried wieder allabendlich seinen goldenen Wein.

Jakob Bächtold hatte sich grollend zurückgezogen und wich Gottfried Keller in weitem Bogen aus, wenn der Herr Staatschreiber irgendwo auf der Bildfläche erschien. Aber der Philologe in ihm ließ nicht von seiner Beute. Nach dem Tode Gottfried Kellers machte er sein Anrecht geltend. Er erhielt von Stadt und Familie den Nachlaß zur Sichtung und Prüfung, und so erwuchs allmählich jenes sorgliche, weitschichtige Werk, indem Gottfried Kellers Leben an der Hand seiner Briefe und Tagebücher geschildert, und sehr sorgfältig geschildert ward mit peinlicher und Reinlichkeit, mit Vorsicht und Bedacht. Alles, was sich auf Zeitgenossen bezog, was Bitternis und Ärgernis wecken konnte, war darin weggelassen, nur der eigene Sroll, den alle Liebe nicht abzutun vermochte, war mit hinein gesickert, und die paar Tröpfchen persönlicher Galle färbten das sonst klarlinig gezogene Charakterbild. Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen. Jakob Bächtold ruht nun mit Gottfried Keller in der schweizerischen Erde, die meisten sind dahin, auf die Rücksicht zu nehmen war, vielerlei Material ist durch Erbschaft und die kluge Umsicht der Züricher Stadtbibliothek zusammengekommen, und so war der Entschluß Emil Ermatingers, aus der alten eine neue Biographie unter Beifügung des unbekanntes Materials zu bauen, auf das herzlichste zu begrüßen¹⁾. Die fünfundsanzig Jahre seit Kellers Tod haben diesen längst aus der schweizerischen Nationalliteratur in den Meisterhimmel der deutschen Kunst erhoben, sein wachsender Ruhm verlangt selbsttätig größere persönliche Kenntnis, und selbst die Tatsache, daß der erste Band dieser Lebensdarstellung für sich allein schon ein Foliant von siebenhundert Seiten geworden ist, scheint nicht überheblich, hält man dagegen die Dankbarkeit, zu der uns der ernste Meister von Glattfelden durch seine Werke verpflichtet.

Aber wie gesagt, es ist ein mißlich Ding, die Biographie gerade Gottfried Kellers zu schreiben, denn sein Leben ist seltsam zwiegeteilt und fordert gleichsam zwei Formen der Einstellung. Eine ganze Jugend lang und bis spät hinauf in die schöpferischen Mannesjahre stellt er sich uns als durchaus romantischer, unbürgerlicher Mensch dar, ein Experimentator am eigenen Geschick, ziellos, willenlos, ein Träumer, der das Steuer seines Lebenschiff-

¹⁾ Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Bächtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. 3 Bände (J. S. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart, 1915—1916).

leins allen Winden und Wellen sorglos überläßt. Der ander Gottfried Keller, der dann plötzlich aufwacht, der sich verwandelt, nicht aber wie die Raupe in den Schmetterling, sondern gleichsam der Schmetterling in die Raupe, räumt so gänzlich mit seinem eigenen Ich auf, daß man kaum von einem zum anderen zurückfindet. Der bedächtige ernste Staatschreiber und Kantonspolitikus, der, seines Lebenssinnes nun gewiß, in gemessenem Vordringen mehr erreicht als seine ganze bunte, flatterhafte Jugend, scheint aus anderm Stoffe geformt zu sein, und es gehörte wirklich Künstlerkraft dazu, die Wanderjahre und die Lehrjahre des Meisters Gottfried als ein notwendiges Wechseln der Beziehung begreifen zu lassen. Dazu kommt noch eine weitere Schwierigkeit. Der erste Gottfried Keller hat sich der Welt aufgetan und in seinem „Grünen Heinrich“ seine Lebensgeschichte, seine seelische Entwicklung so meisterhaft dargestellt, daß jede Biographie danach ärmlich scheint. Nur ganz wenige äußerliche Elemente der Erfindung sind aus dem Roman zu lösen, leicht abzulösen wie etwa das hüllende farbige Seidenpapier der Verkleidung von einem köstlichen Apfel, und man fühlt Duft und Farbe, Aroma und Geschmack seiner Lebensfrucht. Nur ganz Weniges ist richtigzustellen und auszumalen, und Heinrich Lee ist wieder Gottfried Keller, der Gottfried Keller der ungeschliffenen Wanderjahre. Der andere Gottfried Keller aber, der spätere, den Bächtold und manche der jüngeren Generation noch kannten, war schon in Mißtrauen vertraut, zäh und spröde wie ein Holzapfel, widerborstig wie ein Igel, unmitteilbar bis zur Grobheit, und wenn einer an sein Leben tasten wollte, so stach er sich leicht die Finger wund. Nur ganz Äußerliches vermochte ein Biograph von demselben Menschen zu sammeln, der sein Innerstes bis zu den Mannesjahren mit einer beispiellosen, oft an Jean Jacques Rousseau gemahnenden Ehrlichkeit und Peinlichkeit klargelegt. So wird in jede Biographie Gottfried Kellers notwendigerweise Saft und Süße der ganzen Darstellung immer in die Kapitel der bunten Jugendjahre zusammenströmen müssen, und auf das Alter, das nüchtern staatschreiberliche, leuchtet nur wärmend der Abendglanz eines späten und nie voll genossenen Ruhmes.

Die Zäsur zu diesen beiden Lebenshälften Gottfried Kellers ist scharf und klar. Eine einzige Nacht hat sie gezogen. Zweiundvierzig Jahre lang hatte zum Schmerz seiner Mutter, die in recht dürftigen Verhältnissen lebte, Gottfried Keller als rechter grüner Heinrich in der Welt herumgelungert, ohne recht zu wissen, was mit sich anzufangen. Er hatte sich freilich tüchtig in ihr umgesehen, mit Stift und Pinsel als Maler ihre schönsten Landschaften nachgebildet, als Dichter in Vers und Prosa aus buntem Leben Erkenntnis und

Symbol gezwungen. Schon wußten in Berlin und München und sogar in der Schweiz einige Leute, daß dieser seltsame Vagant und Hungerleider einer der ersten Meister deutscher Sprache war, aber noch immer fand sich nirgends ein Schubfach der bürgerlichen Gesellschaft, wo man ihn einreihen konnte, nirgends ein friedlicher Winkel schöpferischer und gewinnbringender Betätigung. Dreimal hatte ihn die Bundesregierung mit einem Stipendium in die Welt geschickt, daß er sich als Dichter bilde und vervollkomme, aber statt des verheißenen Dramas brachte er immer nur Fragmente und Beginne zurück. Der Zweiundvierzigjährige, unbestalt, unvermählt, ist noch immer nicht eingefügt in das Räderwerk der Zeit, in die Gemeinschaft der Gesellschaft, und schon graut ihm an den Schläfen das Haar. Da entschließen sich seine Freunde, die wohl fühlen, daß seine Begabung und sein Charakter über dem bisherigen Werke stehen und nur unwürdig sich in politischen, nationalen Zänkereien ausleben, auf die sich Gottfried Keller in seinem Unmut eingelassen hatte, endlich Rat durch Tat zu schaffen. Als die Stelle des bisherigen ersten Staatschreibers im Kanton Zürich freigeworden war, nötigten sie ihn, sich um diesen sehr ehrenvollen Posten zu bewerben und erzwangen, obwohl es damals als Ungeheuerliches schien, daß jemand diese Bestallung erhalte, der nicht Jurist, niemals im Staatsdienst und überdies durch seine krause Existenz verdächtig war, zu dieser imposanten Position aufrückte. Gottfried Keller wurde gewählt und nahm auf phantastische Weise Abschied von seiner Jugend. Am 23. September sollte er den Posten antreten, und den Abend vorher nützte er noch, um zu einer großen Gesellschaft in den „Schwan“ von Mühlebach zu gehen, wo viel extravagantes Volk versammelt war. Ferdinand Lassalle war der Held des Abends, begleitet von der Gräfin Hatzfeld, die in roter Bluse und mit weißer Krinoline erschien, Herwegh, die eiserne Lerche, Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens, schwirrten und paarten sich mit den Saribaldinern und Nihilisten, wobei die Frauen dem Champagner nicht lässig zusprachen und dicke Havannazigarren rauchten. Gottfried Keller, finster und verschlossen, schluckte seinen Unmut über dies ihm widerliche Treiben mit vielen Gläsern Wein hinab. Stumm saß er in der Ecke, bis schließlich der Alkohol sein Temperament erhitzte, und als in vorgerückter Stunde Lassalle als Magnetiseur und Tischrücken allerhand Hokusfokus mit Georg Herwegh trieb, fuhr er plötzlich wütend auf und schrie: „Jetzt ist's mit zu dick, ihr Lumpenpack, ihr Sauner!“, ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf die Erschreckten ein. Unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in Weinen aus, die Männer schimpften, und mit Gewalt wurde

der zukünftige Staatschreiber an die frische Luft gesetzt und gelangte, man weiß nicht wie, nach Hause. Aber um 8 Uhr morgens, als er sein neues Amt hätte antreten sollen, war in der Kanzlei sein Sessel leer und um 10 Uhr noch immer keine Spur von ihm zu entdecken. Dahingegen war das Ärgernis der verfloffenen Nacht schon im ganzen Umkreise bekannt geworden. Seit Menschengedenken war derlei von einem Schweizer Staatschreiber nicht erhört. Da faßte sein Beschützer, Regierungsrat Hagenbuch, einen energischen Entschluß, eilte in die Wohnung, holte den Verstorbenen aus dem Bett und führte ihn seiner neuen Würde zu, die mit einem Verweis eröffnet wurde. So stürmisch war Gottfried Kellers Abschied von seiner Jugend. Geräuschvoll hat er sie ins Grab gesenkt. Von diesem Tage an war der Fahrende Schüler ein musterhafter, sorglicher, treulicher Beamter, die andere Hälfte seines Lebens gehörte nun ernster und wohlbedachter Tätigkeit.

In diesem energischen Ruck, mit dem Regierungsrat Hagenbuch den schlafenden und sich verschlafenden Gottfried Keller aus dem Bette riß und mitten hinein ins Leben, Beruf und Tätigkeit stellte, liegt viel Symbolik. Denn in Gottfried Kellers Charakter ist das Wesentliche eine Art Beschaulichkeit im innigsten und tiefsten Sinne des Wortes. So wie er am liebsten stumm und unbeweglich abends vor seinem Wein saß, so trank dieser Mensch still und einsam und doch innerlich glühend das ganze süße und herbe Leben in sein Herz hinein, ohne sich am liebsten dabei zu rühren, ohne ihm entgegenzugehen und irgendwie zu versuchen, sein Schicksal zu bemeistern. Er ist so sehr versunken in das Schauen, er war so sehr, wenn man so sagen darf, der optischste aller Dichter, daß er vergißt, nach den Dingen zu greifen. Er läßt sich treiben von der Strömung, lenken vom Zufall, und seine ganze Lebensentwicklung hat etwas im letzten Sinne Unmännliches, ja Unmenschliches, sie ist vegetativ vergleichbar eher dem Wachsen einer Frucht, dem Aufblühen einer Blume. Seine Biographie ist darum nicht Geschichte seines Willens, sondern die der Zufälle, die ihn trieben, hemmten und lenkten. Die Schule wirft ihn hinaus, doch er faßt keinen Beruf. Er wird Maler, aber ohne Leidenschaft; spärlich sind seine Bilder und Blätter. Im Schauen vergißt er das Schaffen und auch der Dichter hätte über das Erfinden und Sinnieren das Gestalten versäumt, wäre ihm nicht freundliches Geschick zu Hilfe gekommen. Wie immer muß bei Gottfried Keller, dem Tiefinnerlichen, etwas hinzutreten, das seine Wirkung aus dem Kreise des eigenen Genießens und Erlebens in die Welt treibt. So wie ihn sein gütiger Freund in das Amt stößt und gleichsam am Kragen aus dem Bette an die Stelle des Staatschreibers stellt, so

stößt nicht der eigene Wille, sondern ein leidenschaftlicher Verleger den „Grünen Heinrich“, sein größtes Werk, aus ihm in die Welt. Geldnot hatte Keller gezwungen, einem Verleger den Plan seines Romans anzuvertrauen und ihm eine kurze Probe seines Werkes zu übermitteln. Der Verleger läßt sich ein auf das Geschäft, ein Termin wird vereinbart, aber Gottfried Keller liefert nicht. Er spinnt seine Träume in sich ein, er genießt im Erfinden, aber der Verleger will beschriebene Manuskriptblätter, will das angekündigte, schon dem Buchhandel versprochene Werk. Er muß schreiben, telegraphieren, mahnen, drohen, klagen, bis er endlich dem Unwilligen Bogen um Bogen, sein Meisterwerk, abpreßt. Auch er reißt ihn gleichsam am Kragen hinein an den zugewiesenen Platz, in den Weltruhm. Immer braucht dieser Beschauliche ein Stimulans, einen Auftrieb. Selbst im gesprochenen Wort ist Gottfried Keller gehemmt, hier muß es wieder der Wein sein, der friedliche Helfer, der ihm die Zunge löst, oder ein festlicher Anlaß oder der Zorn. Auch äußerlich ist er schwer und träge. In Berlin entschließt er sich kaum, in Jahren einen Besuch zu machen, und wären die trefflichen Wiener Freunde nicht, die Exners und Marie v. Frisch, nie wäre er von seinem „Bürgli“ heruntergestiegen und über die Grenze gefahren. Immer muß ihm das Gefühl, der Wunsch, die Schöpfung, die so stark innen webt und mit allen Fibern seines Wesens verwurzelt ist, mit Gewalt entrisen werden. Und in der einzigen Welt, in der Liebe, bei den Frauen, wo ihm niemand hilft, vergilben seine Wünsche und werden dürre Blätter. Nie vermag er zu werben, nie die starke wuchtige Leidenschaft seines Innern zu offenbaren. Briefblättlein sind im besten Falle seine Boten, und so bleiben seine stärksten Leidenschaften unerkannt oder unerwidert. Als Hagestolz mit seiner ältlichen Schwester in sich verschlossen, abgesperrt, bleibt er da im engsten Kreise, ganz auf sich gestellt, wo ihm niemand aus sich heraus hilft, eingepreßte, heiße, schöpferische Blut.

Zu billig aber wäre es, diese seltsame Charakterveranlagung als Schweizer Phlegma deuten zu wollen. Gottfried Keller war keine träge, keine fühllose, keine eigensüchtige, sondern im Gegenteil eine stark strömende sinnliche Natur, aber eine, die einer verhängnisvollen Hemmung der Vermittlung unterlag. Gefühle und Gestalten, Bilder und Empfindungen, wuchsen in ihm ganz langsam auf, sie verwoben sich so sehr seinem Blut und wurden so sehr eins mit ihm, daß er sich kaum ihrer zu entäußern vermochte. Aber unter der bleiernen Schale seiner scheinbaren Passivität lag ein glühendes Temperament, das manchmal, von Zorn oder Wein beflügelt, furchtbar wie der Blitz losfuhr, daß die Gläser klirrten und die Stühle umherkollerten. Immer galt es,

die geheimnisvolle Hemmung zu überwinden. Wochenlang, jahrelang schien der Dichter in ihm zu faulenzten, immer fand er „in der Feder ein Härchen“ und setzte sie ab vor dem ersten Wort. War aber die Daube, die furchtbare, die sein Schaffen umpreszte, einmal aufgesprengt, so floß es unererschöpflich dahin in jener herrlichen, kristallinen Prosa, in jener einzigen Reinheit der Sprache, wie sie nur von den höchsten Firnen der Kunst quillt. Alles in ihm gehorcht der Formel dieser Schwerblütigkeit. War sein Herz einmal der Freundschaft aufgetan, so gab es Treue und Leidenschaft überschwenglich her, war der Dichter belebt, so schuf er vollendete Werke, war der Sprecher gelaunt, so erzählte er die skurrilsten und ergötzlichsten Legenden, und war der politische Mensch in ihm frei, so entäußerte er in wunderbar sittlichem Pathos die stärksten, eindringlichsten Ansprachen. Auch in seinem Verhältnis zu den Frauen hat es ihm nicht an Sinnlichkeit gefehlt, sondern nur an Sicherheit. Er fühlte zu sehr die Ungeschicklichkeit seines gehemmten Wesens, den Zwiespalt von Wort und Willen, Wunsch und Tat, der auch irgendwie in seinem Äußern unverkennbar war, in dem schönen, vollen leidenschaftlichen Haupt, dem männlichen, straffen Körper, der aber auf zwei kurzen, fast lächerlich kurzen Beinen — „Stummeln“, wie er sie nannte — stand und seine Neigung gerade zu üppigen, hochaufgeschossenen Frauen, zu Heroinen, ein wenig kompromittierte. Zwiespalt ist die Urform seines Wesens, und all die heiteren, übermütigen, oft erlogenen Anekdoten, die man von ihm gesammelt, vermögen nicht den tieftragischen Riß zu verleben, der mitten durch sein Leben ging und der wunderbarerweise nur die Werke verschont hat, die makellos im harmonischen Gleichgewicht von Erfindung und Gestaltung in der edlen Sphäre sprachlicher Musik schweben.

Diesen tragischen Gottfried Keller, den gehemmten, brüchigen, leidenden Menschen, hinter dem gewaltigen Künstler zu gestalten, hat die tüchtige Arbeit Emil Ermatingers wohl nur versucht (besser wird man dies in den schönen Studien der Ricarda Huch und Otto Stoefls finden). Er hat mit philologischer Gründlichkeit und Nüchternheit das ganze Material sorgfältig zusammengesammelt, ein hübsches Gottfried Keller-Museum von Tatsachen und Betrachtungen geordnet, in dem man sich gern ergeht, obwohl es allzusehr als Schweizer Stüblein drapiert ist. Säuberlich hat er in nationaler Begeisterung jedes Fleckchen vom Charakter weggetilgt, vor allem aber die derben Tintenspritzer, mit denen ihn Bächtold in seinem Zorn geschwärzt, forttradiert und so ein Werk geschaffen, dessen Fleiß, Sorglichkeit und Geschicklichkeit man rechtschaffen respektieren muß. Vielleicht hätte es sinnlicher, anschaulicher

wirken können, wäre es reicher mit Bildern geschmückt und weniger mit partikularistischen Details überladen, aber auch in dieser Form wird es jeden belehren, der vom Werke zum Dichter selbst zurück will. Ganz besonders dankbar muß man aber Emil Ermatinger persönlich für eine Zeile des Vorwortes sein, in der er erklärt, daß er dies Buch als ein Denkmal einer Kultur betrachte, „um deren Sein oder Nichtsein das heutige Ringen der Völker geht“, daß er also im Gegensatz zu den Theorien, die Spitteler und manche andere erkünstelt haben, einen Gottfried Keller nicht heimpatriotisch von der deutschen Kunst absondert und als Schweizer Lokalangelegenheit wertet, sondern dorthin stellt, wohin die Sprache ihn weist, an einen Ehrenplatz der deutschen Nation, deren Auferstehung im Jahre 1870 er mutig und freudig mit Vers und Prosa verfochten und zu der er die Liebe (wiederum im Gegensatz zu seinen geringeren Nachfahren) niemals verleugnete.

— ei —

